

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 287.

Freitag, 20. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

Schluß.

(Nachdruck verboten).

Die Männer und Miß Melin blickten sie betroffen an.

„Ja, ja“, bestätigt sie. „Ich bin die letzte, die Dahlskop hat sprechen hören. Nach meiner Ansicht kann nur ein freiwilliges Aus-dem-Leben-Scheiden in Frage kommen. Ich kann meine Annahme bestens begründen.“

„Lassen Sie hören“, bittet Nelanders; auch Biola, Dr. Odeselt und Hermann lauschen voll Spannung.

Anna erzählt von ihren Beobachtungen und Erfahrungen während ihrer Dienstzeit; sie berichtet über Dahlskops Leiden, das er selbst als den Kampf zweier Ichs in einem Körper bezeichnet hat; sie erzählt auch von seinen Verlusten, Sorgen und Kämpfen und weist auf die Tatsache hin, daß er bereits mehrere Male Selbstmordversuche unternommen und auf sein eigenes Spiegelbild geschossen hat, was nach ihrem Wissen vom medizinischen Standpunkt aus als ausgesprochenes Selbstkahnzeichen gedeutet werden muß; sie setzt hinzu:

„Heute nacht war Dahlskop an meiner Tür. Ich schlief bereits; als ich auf das Klopfen erwachte, galt mein erster Blick der Uhr, da ich dachte, die Nacht sei bereits verfloßen und ich würde zum Aufstehen geweckt. Es war zwei Uhr fünf Minuten. Ich war sofort überzeugt, Dahlskop habe wieder einen seiner Anfälle; ich öffnete nicht, sondern fragte, wer da sei. Dahlskop gab sich zu erkennen; er bat wegen der späten Störung um Entschuldigung und sagte: „Alles ist in Ordnung, Anna.“ Ich bat ihn, sich zur Ruhe zu begeben; er versprach es mir mit einer besonderen Feierlichkeit, die mir erst jetzt so recht bewußt wird.“

„Was wollte er mit den Worten „alles in Ordnung“ sagen?“ fragt Nelanders erregt.

Anna erzählt von den Ereignissen der Nacht im Vollmondschein.

„Ich sehe in diesen Worten eine Verabschiedung“, setzt sie hinzu. „Heute nacht konnte ich an eine solche Lösung natürlich noch nicht denken, doch jetzt bin ich überzeugt, daß Dahlskop sich gegen zwei Uhr von Herrn Dr. Kämpfer verabschiedet hat, zu mir kam, sich gewissermaßen verabschiedete und sich dann in den Park auf die Klippe dort begab, an die gleiche Stelle, an der er einst die Worte „alles in Ordnung“ wider besseres Wissen gesagt hatte. Dort hörte der Wächter ihn sprechen; Dahlskop war allein und hat sich, ihm selbst offenbar unbewußt, laut mit sich selbst auseinandergesetzt, vielmehr seine zwei Ichs haben sich auseinandergesetzt, wie er sagen würde. In der Folge dieser Auseinandersetzung hat das eine Ich das andre getötet; Dahlskop hat sich erschossen.“

„Ich bin nicht voreingenommen“, sagt Nelanders, „doch ich muß gestehen, daß ich nicht alles verstehe.“

„Dahlskop hat mir doch sein Wort gegeben, in seinem Leben und in seinem Haus sei alles in Ordnung. Das

entsprach, wie ich schon andeutete, nicht der Wahrheit. Dahlskop stand nicht nur vor dem geschäftlichen Zusammenbruch, sondern auch vor der Notwendigkeit, diesen Zusammenbruch und vieles, was zu ihm geführt hat, verantworten zu müssen. Verstehen Sie: Verantworten zu müssen. Wenn er heute nacht den damaligen Ausdruck, alles sei in Ordnung, wiederholt hat, so wollte er damit wohl zum Ausdruck bringen, daß er die damalige Unwahrheit und die Tatsachen, die er hinter ihr verbarg, sühnen wollte. So sehe ich die Sache an, und ich bin überzeugt, daß die Untersuchung meine Auffassung als richtig bestätigen wird.“

„Jetzt erst verstehe ich, warum Dahlskop nicht über seine Verhältnisse sprach“, sagt Hermann. „Er wollte nicht, daß ich davon Kenntnis erhalten sollte, daß er Handlungen vorgenommen hatte, die er vor der Öffentlichkeit nicht vertreten konnte.“

„So ist es“, sagt Biola. „Nach allem, was Dahlskop mir gesagt und was ich sonst gehört habe, muß es so gewesen sein. Auch ich verstehe vieles erst jetzt.“

Die Männer schweigen. Auch Kommissar Nelanders sagt nichts; er weiß, daß die Affäre Dahlskop mit diesem Selbstmord noch nicht abgeschlossen ist.

„Wir werden das alles protokolllarisch festlegen müssen“, sagt er. „Odeselt, Sie veranlassen das, nicht wahr?“

Die Damen gehen voraus; Nelanders wendet sich an Hermann:

„Die Affäre Dahlskop wird ungeheures Aufsehen erregen; sie wird, wenn ich mich nicht sehr täusche, nicht nur die Wirtschaft meines Vaterlandes, sondern die der ganzen Welt erschüttern. Ich begeben mich zum Polizeipräsidium zur Erstattung eines vorläufigen Berichts.“

Anna umschlingt die Sängerin.

„Seien Sie meiner innigsten Anteilnahme gewiß, Biola.“

„Ich danke Ihnen, Anna“, flüstert sie. „Ich muß es tragen; es war sein Wille.“

Hermann reicht ihr, ergriffen von der Größe ihrer Liebe, stumm die Hand.

32.

Seimkehr.

Die Affäre Dahlskop zieht weite Kreise. Der Ankündigung der von Staats wegen angeordneten Revision folgen Dugende von Konkurserklärungen von Gesellschaften und Werken, die von Dahlskop abhängig waren. Tausende von Existenzen sind vernichtet und zahllose Sparer, die Dahlskopsche Schuldverschreibungen im Vertrauen auf ihre Güte erworben hatten, sehen sich um die Früchte ihres Schaffens gebracht. Das Chaos, das Durcheinander, das Dahlskop vorausgesehen und gefürchtet hat, ist eingetreten.

„Sie wissen, man bittet Sie, sich später zu verabschieden“, sagen zur Verfügung zu halten; man erlaubt, daß Anna und Hermann in die Heimat abreisen. Viola selbst will noch eine Zeitlang in der Nähe der letzten Ruhestätte Birger Dahlstrops bleiben. Ihre Liebe ist über das Grab hinaus treu; noch angesichts der verheerenden und in ihrem ganzen Ausmaß noch gar nicht zu übersehenden Folgen seines Handelns sucht sie ihn zu verteidigen. „Es war zuviel, was er geplant hatte“, sagt sie, „er griff nach den Sternen und hat darüber den Boden unter den Füßen verloren; sicher hat er nichts Böses gewollt.“

Anna hat von der Deutschen Bank und Disconto-gesellschaft, Berlin, die Nachricht erhalten, daß Dahlstrop zweihundertfünzigtausend Kronen auf ihr Konto hat überweisen lassen; sie gibt sofort Auftrag, das Geld der Konkursverwaltung zur Verfügung zu stellen.

Hermann ist auf der Heimreise tief niedergedrückt. In welch ein Durcheinander hat die Bekanntschaft mit Dahlstrop ihn gebracht. Er war guten Glaubens, bis zu dem Augenblick des Aussprechens der Vermutung über den wahren Stand der Angelegenheiten durch Anna. Sein Gefühl hat ihn damals, in London, gewarnt, und die spätere Reise geschah ja nicht aus eigenem Antrieb, und nicht Dahlstrop, sondern Anna zuliebe. Er konnte wirklich nichts dazu, daß er in das Durcheinander des Dahlstropschen Zusammenbruchs verwickelt wurde. Alles, was mit Dahlstrop zusammenhängt, ist ihm mehr als wesenfremd, es ist ihm zuwider. Das Gewicht des Erlebnisses lastet auf ihm. Der Schlag, den sein Vertrauen verfehlt bekommen hat, ist zu gewaltig und zu hart.

Er grübelt viel nach über das Wesen Dahlstrops und über die Unfaßbarkeit eines so großen und gewagten Spiels, wie er es getrieben und verloren hat. Es mußte ja verloren gehen, dies Spiel; es trug den Keim des Zusammenbruchs in sich, als Dahlstrop es begann, denn es war ein Spiel gegen die Gesetze der Wirtschaft, der Moral und des Lebens.

„Nicht mehr zurückdenken, Hermann“, bittet Anna, als sie am Heß des Dampfers stehen und zurückblicken. Vor uns liegt die Zukunft. Arbeit erwartet uns, strenge Arbeit auf zuverlässiger Grundlage und deshalb befriedigende und die Freude des Erfolgs in sichere Aussicht stellende Arbeit.“

Er lächelt, streicht über ihr Haar und küßt sie auf den ihm entgegenstrebenden Mund.

„Du hast recht, Kind, vergessen wir die Affäre Dahlstrop bis auf die Lehren, die wir aus ihr mit ins weitere Leben nehmen können. Ausreißen wirst du mir jetzt ja wohl nicht wieder?“

„Bestimmt nicht! Aber Hermann!“ wehrt sie ab. Dann lacht sie so schelmisch, wie er es mit Bewußtsein noch nie gesehen hat. „Das heißt, wenn du nicht wieder immer nur an deine Arbeit denken, sondern dich auch des öfteren erinnern willst, daß du eine junge Frau hast, die in der Arbeit wie im andern Leben nicht von dir entfernt, sondern nahe, ganz nahe bei dir leben will, nicht hinter und nicht neben dir, sondern mit dir!“

Er nimmt ihren Kopf zwischen die Hände und lacht ebenfalls heiter, den Blick Auge in Auge gesenkt.

„Ich bin von Natur aus etwas schwerfällig, das weißt du ja. Ich bitte also gegebenenfalls um Nachsicht und Erinnerung.“

„Die Nachsicht sei gewährt, und daß ich dich erinnern werde — darauf kannst du dich verlassen!“

In der Ferne versinkt die Küste im Meer. Hermann schiebt seinen Arm unter den Annas. Sie verlassen das Heß des Schiffes und schreiten über das Deck, auf den Bug zu, in der Richtung, in der das Schiff der Heimat, dem Leben, der Arbeit, dem Glück entgegenstrebt.

— Ende! —

Wie schon larter zwischen Nacht und Nacht
Herbstlich Leuchten strahlt im schrägen Scheine
Und ein Ruch der Welle schwebt vom Raine,
Fladern Gärten noch in bunter Pracht.

Flammengleich steht Gelb und dunkles Rot
Unter blassem Sonnendunst erschlossen.
Wie ein Rausch ist letztes Blühen ergossen
In den Mittag, der von Farben loht.

Noch zu raffen, was das Leben bot,
Scheint die Glut entbrannt wie späte Träume,
Daß die Schönheit opfernd sich verschäume
In des Frostes griffbereiten Tod.

Doch von Leben, ewig neu verjüngt,
Wissen Herbstzeitlosen in den Wiesen,
Deren violette Sterne spritzen
Frühlingszart, wie erste Blüte springt,
Die aus dürrem Grund zur Sonne dringt.

Heinrich Heis.

Glickauf!

Skizze von Liesbet Dill.

Ein schmaler, schwarzer Weg, festgetreten von vielen Bergmannskieseln, führt zwischen den Schlachtenhalden nach dem Buchenwald herauf, der Weg zur Arbeitsstätte. Wenn der Bergmann auf der Höhe angekommen ist, dreht er sich um, schiebt die Kappe auf den Hinterkopf und schaut nach dem Dorf zurück, das mit seinen spitzen, schlanken Kirchtürmen unten im Wiesental liegt, und grüßt es wie einen alten Bekannten. „Wiedersehen!“ sagt er kurz und geht weiter.

Er schreitet rüstig dahin und setzt den Knotenstock auf. Er ist diesen Weg einst mit ruhgeschwärmtem Gesicht gewandert, aus dem nur das Weiße der Augen leuchtete, mit der bleichernen Kaffeetüte. Die jungen Burschen tragen heut Thermosflaschen und Rucksäcke oder Ledermappen. Er ist noch von der alten Art, auf dem Rücken hängt die Blechtüte, mit Kaffee gefüllt.

Seit dreißig Jahren arbeitet der Bergmann auf derselben Grube, in demselben Schacht. Die Steiger wechseln, die Kameraden sind nicht mehr da, mit denen er einst denselben schwarzen Aschenweg hier heraufgewandert ist in der Morgenfrühe oder abends zur Nachtschicht, wenn die runden Ofenlöcher der Kotsanlagen am Waldesaum wie glühende Augen leuchten. Die einen sind im Krieg geblieben, die anderen hat fallendes Gestein getroffen, und zwei gute Freunde wurden von schlagenen Bettlern weggerafft. In der siebenten Tiefbaugrube hat der Bergmann dicht neben denen gestanden, die das schwere Gestein im Rachen traf. Immer warnte er die Jungen, als sie trotz dem strengen Verbot die Grubenlampen öffneten, um sich die „Pfeif“ anzuzünden. „Es schad' doch nix“, meinten sie sorglos. Er hat den Krieg nicht hinter dem Ofen mitgemacht, er war draußen an der Front, in den nassen Lehmgräben vor Keims, mit den Ratten im Unterland und dem Geköse und Dornern da draußen. Aber er ist stolz darauf, daß er dabei war.

Einst war dieses Stück Erde flach, ein rotandiger Boden, aber die Erde hier verändert sich beständig. Unaufhörlich gräbt man da unten Kohlen aus, unaufhörlich wachsen die schwarzen Schlachtenhalden, unaufhörlich kreisen die kleinen Wagen droben an Drahtseilen und schütten rasselnd den schwarzen, glühenden Ascheninhalt aus.

Mit vierzehn Jahren hat er durchbrennen, Matrose werden, die Welt umsegeln wollen. Aber sie haben ihn in der Stadt erwischt und zurückgebracht, der Vater hat ihm den Kopf gewaschen, die Mutter ist in Tränen zerflossen über den Sohn, der nicht Bergmann werden wollte wie der Vater und der Großvater und alle im Dorf. Heut hat er sein Häuschen, seinen Acker, das Gärtchen und sitzt abends in seiner Laube, sauber gebadet vom Ruch des Bergwerks, liebt die Zeitung und raucht seine „Pfeif“. Das Schiff ist nicht mehr seine Sehnsucht, mit sechzig Jahren ist man friedlich und nimmt die Tage, wie sie kommen.

Drei junge Kameraden kommen vorbei. „Glickauf!“ ruft einer. — „Glickauf!“ antwortet der Alte, und sie marschieren vor ihm nach dem Förderergraben. Alle nimmt dieselbe Fördermaschine auf und fährt sie hinunter ins Dunkel. So tief ist seine Arbeitsstätte, daß man den hohen, spitzen Kirchturm des Dorfes siebenmal hineinsteden könnte. Das Seil schättert leise. Die Jungen sprechen von Mädels und einem Fest. Er hört ihnen zu und lächelt. Genau so hat er einst geprahlt.

Endlich sind sie unten und wandern nach ihren Arbeitsstätten. In der Pferdeschwemme gluckt das Wasser schwarz. Ein alter Grauschimmel badet sich vom Staub. Diese armen, halbblinden Gänse, die nie ans Tageslicht kommen, tun ihm immer leid.

teant, im Vorbeigehen im dunklen Schacht. Der alte nicht leuchtende, silberne Uhr und hält die Lampe dran. „Stad vier“, sagt er. „Glückauf!“

„Glückauf!“ sagt die Stimme, und die Gestalt verschwindet im Dunkel.

Der Gang wird enger, niedriger, man muß sich bücken. Der Bergmann stößt die Wettertüren auf. Tief gebückt geht er. Die jungen Kameraden liegen schon da und klopfen das schwarze Gestein. Überall hämmert's und vockt's. Es ist schwül hier unten, drückend eng der Schacht. Sie arbeiten eifrig, Kohlen fliegen in die Wagen. Ein Zug ist fertig, das Pferd trabt mit den rollenden „Gunden“ davon.

Die Arbeit wird dem Häuer heute so sonderbar schwer. Man wird alt, denkt er. Er ist müde und schaut nach der Uhr. Aber, was ist das: die alte Uhr steht? Er schüttelt sie hin und her, hält die Lampe dicht dran. Sie schweigt. Sie ist auf vier Uhr stehen geblieben, gerade, als ihn einer nach der Zeit gefragt hat. Komisch, ganz sonderbar! Seine dicke, alte Zwiebel, auf die er so stolz ist, daß sie nie eine Minute nach oder vor geht. Er hat sie von seinem Vaten, einem Steiger, der auch längst nicht mehr da ist, zur Konfirmation bekommen. Er kann nicht ohne sie sein, er muß sie ticken hören, sie liegt des Nachts neben ihm. Er will die Kameraden fragen, aber die haben keine Uhren bei sich.

Er steht auf, legt sein Arbeitszeug in den Rucksack und marschiert ab. Vielleicht ist's Zeit? Er hat ein dumpfes Gefühl im Kopf. Wie ein schwerer, eiserner Keil liegt's ihm auf der Brust. Er kann kaum atmen. Die schwere heiße Luft, die er sonst kaum empfindet, bedrückt ihn. Er geht den langen, dunklen Weg zur Förderschale zurück, er trifft den Steiger gerade vor der Förderschale, die sich eben raschend herunterläßt. Ein kranker Schimmel wird von zwei Knechten heraufgebracht, der Bergmann hilft zu packen, sie legen das Tier in die Förderschale. Der Steiger gibt die Erlaubnis, die Grube zu verlassen. Der Wärter läßt den Häuer ein, und er fährt hinaus. Noch nie ist ihm die Fahrt so lang vorgekommen wie heute. Er atmet erst auf, als er endlich oben frische Luft atmet. Das Dorf liegt friedlich im Abendlicht, die Sonne verglüht hinter den Buchenwäldern, die Abendgloden läuten, der Wind bewegt die Mägen. Alles ist wie sonst, und doch scheint es dem Manne verändert, während er den schwarzen Aschenweg hinuntergeht. Drunten schlägt's eben sieben. Die Uhr hat ihn genarrt.

Da zerreißt ein Knall die Luft. Es klingt wie ein Kanonenschuß an der Front, wie aus weiter, weiter Ferne. Noch einer — dann ist alles still. Was war das? Was ist geschehen? Hat er sich getäuscht? Wo kam das her? Aber er hört nichts mehr und wandert weiter. Wie läuten sie denn heute da unten? So rasch und so durcheinander, wie wenn's brennt! „Zu Hilf“, zu Hilf!“ klingen die Gloden. Weshalb reißten denn die Weiber die Fenster auf, und was bedeuten die aufgeregten redenden Gruppen auf dem Marktplatz, in den Gassen? Die Kinder laufen ihm aus den Türen entgegen.

„Was ist denn los?“ ruft er, von einer jähen Ahnung befallen. „Schlagwetterexplosion im Schacht sieben!“ Klingt's ihm entgegen. Die Nachbarin, eine junge Frau, ringt die Hände: „Mein Mann, mein Mann!“

Da kommen die Kameraden an. Und er erfährt alles. Einer seiner jungen Nachbarn, der sich eine Zigarette anstecken wollte, soll sein Grubenlicht geöffnet haben. Da ist's geschehen. Rasch, wie ein Blitz das Dunkel durchzuckt, hat es in der siebenten Tiefbaushole eingeschlagen. Die Grube brennt!

War das der dumpfe Knall, den er von weitem gehört hatte? Der Alte schiebt die Mäke aus dem tobblassen Gesicht. „Wann ist's passiert?“ fragt er. „Kurz nach sieben“, sagt einer.

Um sieben Uhr — als er oben ankam. Die alte Uhr hat ihn gewarnt. Ohne sich zu bestimmen, macht er kehrt und geht mit dem Trupp Kameraden hinaus, den schwarzen Aschenweg zurück, nach der Grube, zur Rettungsarbeit, zu seinen Kameraden, die, im brennenden Schacht eingeschlossen, nach Hilfe schreien. Erst läuten die Gloden über dem Bergmannsdorf.

Arabeske in Wien.

Skizze von Walter Fersch.

Im Oktober 1838 kommt der deutsche Musiker Robert Schumann mit weitem Herzen und ehrlichen Hoffnungen nach Wien, seiner geliebten Zeitschrift zur Pflege deutscher Musik eine neue Entfaltungsmöglichkeit und sich eine Wirkungsstätte zu suchen, die es ihm ermöglichen soll, endlich, endlich Clara Wied, und sei es auch gegen den Willen des starkköpfigen Vaters, zu ehelichen. Was alles hat ihm die Reise von Sachsen bis zur Donaustadt an Glanz und Lodung vorgegaukelt, wie hofft er, empfangen zu werden, hat er doch den Wiener Herren Verlegern in ausführlichen Briefen seine Ankunft dargetan und auf die Werke hingewiesen, die er ihnen persönlich bringen werde!

Doch als die Postkutsche auf dem Holperpflaster der barocken

Schacht ist, keine Hand weicht ihm die Begrüßung entgegen. Kein Verleger läuft auf ihn zu, drückt ihn ans Herz und ruft jubelnd: „Meister — Wien erwartet Sie mit Ungeduld!“

Ein Versehen, sagt sich Schumann, ein paar Versehen. Einer der Verleger wird erkrankt sein, ein anderer mag meinen Brief verkannt haben; einen dritten hat sein Buchhalter vergessen, zu erinnern, und der vierte wird die Zeit verschlafen haben. Unglückliche Zufälle spielen mir gern einen Streich. Also geht er erhobenen Hauptes zum Gasthof. Hier hat man ihn erwartet, das Zimmer ist gerichtet, die Fenster bliden auf einen malerischen Winkelzug der Donau, die späte Herbstsonne goldet über Laubbaummöbel. Mit Stolz klappt der Kellner das Piano auf und zieht sich — Verbeugung — zurück.

Aus Klavier zieht es Schumann, seine Hände gleiten über die Tasten. Das Glück, ein neues Leben beginnen zu dürfen, füllt den Raum mit Tönen. Schnell sind Feder und Papier hergetramt, und das Scherzo ov. 32 perlt hinaus und hinab, über alle Pässe.

Doch so übergoldet bleiben die Wiener Tage nicht. Die Herren Verleger bedauern, den Musiker nicht empfangen zu können, wichtige Besprechungen. . . Manche lassen grob sagen, so was interessiere sie nicht. Wenn er ein paar flotte Walzer und Pändler liefern wolle, die zu prüfen werde man immer bereit sein. Tanzschmarrn! schimpft Schumann vor sich hin. Hat er dafür in seiner Zeitschrift all die Jahre für die Gestaltung der deutschen Musik, der Klänge aus dem Inneren, für die ewigen Werte gekämpft? Und sein Blatt will man wohl haben, doch vermehrt soll es werden, vergrößert. Nein, nein, Wien hat sich seit Mozart, Beethoven und Schubert im Laumel der Zeiten dem Klingklangtisch verschrieben. Ein anderes Wien suchte er. Auf den Bühnen tänzelt man nach Rossinis Melodienbrei. In den Sälen, auf den Gesellschaften und in Konzerten regiert der Walzer, der Walzer, der Walzer — das ist zuviel der dünnen Musik und will zu der Herzensherbe des Robert Schumann nicht passen.

Es kommt ein früherer Wintertag, und er wandert vor die Stadt, nur in Gesellschaft seiner Gedanken. Hart beißt ihn der Frost an, und schließlich wird es zu kalt, er möchte irgendwo einkehren. Ein stilles Gasthaus liegt am Wege, er tritt ein. Niemand ist darin als ein junges Mädchen, so hübsch, wie er keins seit seinen Studentenjahren in Heidelberg gesehen: blondköpfig, mit weitem, wippendem Rod und zierlich geschnürten Stöckelschuhen, mit roten Lippen und strahlenden Augen, die sich senken, wenn er der Kleinen ins Gesicht blickt. Sie bringt ihm Speis und Trank; der Wortlose setzt sich hernach ans Klavier und läßt herorklingen, was da mag, und wenn er's auch nicht mag, es kommen ein paar Walzerstücke hinein. Etwas Süßes aus Wien — Limonade! pfelegt er sonst zu wettern, ich erlaube in diesem Zuderwasser — klingt mit und gewinnt durch die Bindung an die gütige, innere Durchdringung der Töne. Einmal stockt er, als ein Mistklang sich einschleicht, beginnt von vorn, stockt wieder — da summt es neben ihm ein Dapend Taste weiter, so, wie sie wohl sein könnten, wie er sie nicht fand. Mit Bleistift und Pavier sind die gleich festgehalten, es wendet sich: Da steht das Mädchen, die Hände in die Hüften geklemmt, und wiegt sich im Takt wie zum Tanz. Erschreden und Rote gehen über das Gesicht der Wunden, sie will zum Schantisch fliehen. Doch Schumann löchelt sie so gut an, daß sie bleibt und meint: „Schön spielen können Sie — so, wie wenn's von Schubert war“. Aber ich kenn alle seine Lieder und Klavierparts — es ist nicht von ihm.“

„Nein, nein!“ muß er lachen und erhebt sich. „Es ist nicht von ihm — und jetzt haben Sie mir gar geholfen, schönes Kind, es zu Ende zu bringen. Verzweifelt bin ich fortgegangen aus Wien, jetzt ist's in meinem Herzen froh. Nun fehlt mir nur noch — ja, ich sag's: ein Kuß von diesen Lippen! Was erröten Sie? Mama und Papa sind ja doch nicht da, und niemand wird es wissen!“

Wann hat Robert Schumann eine hübsche Jungfer nicht in den Arm genommen, wenn sie so zierlich vor ihm stand? Seine Augen sind jugenlustig, wie er sie anblickt, seine kluge Stirn ist überglänzt vom Sinn des Schalks, doch seine Züge tragen trotzdem ihren numeren, stillen und unumwunden Ernst und schon die leisen Zeichen der schlummernden Schwermut. Er spürt, daß wohl noch niemand dies dem Mädchen da sagte — nun, umso verlockender ist es, der erste zu sein, der diese sanften Lippen auf die seinen sich pressen fühlt, und er will auf die Erschredte zugehen und ihr zeigen, daß sie nicht Angst zu haben braucht, daß ein Kuß eine schmachtvolle, heiße, brennende Gabe ist — da klingt ein leiser Ton durch den Raum, ein vergeissener Ton, ein Ton, der bei der eben verzeichneten Passage fehlte — quillt auf unter langen Händen, die Schumann so gut kennt, wie keiner, die jede Taste beherrschen, als sei unter dem Eisenblei ein ganzes Orchester verborgen: Clara Wieds Hände sind es, die geliebten, verehrten, und er muß dem Ton nachschlagen, ihn nicht wieder zu verlieren. Schon steht er am Klavier, schlägt an, gleitet nochmals die Passage auf und ab, ja, es ist gut, es klingt wie leiser Zauber — er zeichnet die Not auf das Papier und wendet sich aufatmend um zu dem Mädchen

